

**Diedrich Diederichsen: *Musikzimmer. Avantgarde und Alltag.*
Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005 (239 S., 9,90 €)
und
Jochen Bonz, Michael Büscher u. Johannes Springer (Hg.):
Popjournalismus. Mainz: Ventil (204 S., 12,90 €)**

Rezension von Anne Kowalsky

Es gibt sicherlich Dinge, die *nicht* Pop sind: den täglichen Heimsuchungen des unrühmlichen Daseins mit Askese oder Selbstkasteiung per Kantholz zu begegnen etwa oder Aussagen wie: »Ich bin es vom Kloster her gewohnt, um neun im Bett zu liegen.« Vorabendserien, Medienberufe und hedonistische Lebensführung sind dagegen sehr Pop – wie auch der Drang, Nebenerscheinungen der Zivilisation analytisch zu durchleuchten und dies zur Wissenschaft zu stilisieren, zurzeit äußerst populär ist.

Journalisten sind Menschen, die beim Zähneputzen schon Deutschlandfunk hören und ihr Leben damit verbringen, aus der beobachtenden Stellung des Außenstehenden den Status quo eloquent zu kommentieren: Subjekt, Prädikat, Fremdwort. Doch trotz aller Vorwürfe der Akademisierung gegenüber dem sogenannten Popjournalismus macht es immer wieder Spaß, sich durch die Satzkonstruktionen Diedrich Diederichsens zu arbeiten. Mit Erscheinen von *Musikzimmer*, der Sammlung von 62 für den Berliner *Tagespiegel* verfassten Kolumnen, kann der akribische Sammler benannter Artikel diese nun sorglos wahlweise als Zigarettenpapier weiterverwenden oder die Origami-Faltkunst professionalisieren und sich der Zettelwirtschaft der wahrscheinlich ohnehin unvollständigen und chronologisch ungeordneten Sammlung entsagen, um sich an der gebundenen Variante zu erfreuen. Ihr hat Diederichsen ein Vorwort vorangestellt, welches sowohl das unausweichliche Zusammenspiel von (Pop-)Musik und soziokulturellen Aspekten thematisiert als auch die Schwierigkeiten eines über Musik schreibenden Menschen benennt. Vollkommen abgeklärt, mit ausreichend reflektierter (Selbst-)Ironie und der nicht überheblichen, sondern völlig sachlichen *been-there-done-that*-Haltung spricht der Pate aller Musikjournalisten einem immer wieder aus der Seele, wenn er etwa Viva II als den »hassgeliebten Musikkanal« bezeichnet, den man lediglich empfangen kann, »wenn der letzte Shopping-Sender sich den Mund in seinen charmant asynchronen Synchronisierungen amerikanischer Handelsvertreter irreversibel fusselig geredet hat«.

Wenn Diederichsen (Platten-)Kritiker als »professionelle Rezipienten« bezeichnet, beschreibt er das beinahe schizophrene Rezeptionsverhalten von Musikkritikern, die sich als musikinteressierte und -liebende Menschen der subjektiven Empfindung nicht entziehen können und auch gar nicht sollen, ihrer um Objektivität bemühten Kritikergefangenschaft aber auch nicht entfliehen können und wahrscheinlich auch gar nicht dürfen. Wie keine zweite kann Diederichsens authentisch subjektive Herangehensweise (die sachliche Einordnungen in Kontexte ja nicht ausschließt) diesbezüglich als wegweisend betrachtet werden: Sie lässt dem Leser zwischen den Zeilen viel Raum für Interpretationen und bietet somit Freiraum für eigene Schlussfolgerungen.

Unumstrittene Tatsache ist natürlich, dass ein nicht unerheblicher Teil des musikinteressierten Leserklientels mit Kaufabsicht an einer eben solchen eigenen Interpretation gar nicht interessiert ist und sich lieber anhand der Besprechung durch die Neuerscheinungen der Tonträgerlandschaft »führen lassen« will, da Führung durch Vertrauenspersonen Sicherheit vermittelt, vor Fehlinvestitionen bewahrt, bequem ist und nicht verlangt, die passive Konsumhaltung durchbrechen zu müssen. *Klick, in den Warenkorb, Klick, Bestellung abschicken. In Kürze erhalten Sie ihre Bestätigung per e-mail.* Im Zweifelsfall immer am Punktebewertungssystem orientieren, in dringenden Fällen Charts und Bestsellerlisten zu Rate ziehen oder den Kaufempfehlungen aus Funk und Fernsehen folgen. (Für die, die's immer noch nicht kapiert haben: Eine Plattenkritik ist *keine* Kaufanleitung und liest sich wahrscheinlich am effektivsten, wenn man die besprochene Platte bereits gehört, besser noch gekauft hat.)

Bezug nehmend auf ein Musikvideo Jan Delays, in dem dieser plakativ-überzogen die konventionelle und allgemein vorherrschende Vorstellung des stereotypen »Spießers« als Feindbild bedient, schreibt Diederichsen: »Wenn man Nonkonformismus entwickelt, sollte man wenigstens wissen, was der aktuelle Konformismus geschlagen hat.« Diese Worte gilt es, sich zu Herzen zu nehmen, da sie über eine wichtige, auf andere Bereiche übertragbare Aussage in sich tragen: Um urteilen zu können, muss man sich der Bedeutung des zu beurteilenden Gegenstands bewusst sein und ihm zumindest für diesen Moment des Beurteilens eine gewisse Bedeutung zusprechen.

Bei der Lektüre der von Jochen Bonz und anderen unter dem Titel *Pop-journalismus* herausgegebenen Beiträge wird dem diesem Berufsfeld nicht zugehörigen Leser genau der oben beschriebene Sachverhalt abverlangt: Das Ernstnehmen von thematischen Sachverhalten, denen die eigene Lebensauffassung, Wahrnehmung und Wertvorstellung keine sonderlich tiefgehende Bedeutung zumisst. Mitten in all den sicherlich ernstzunehmenden Beiträgen

läuft man nämlich als ein der Materie ferner Leser Gefahr zu fragen: Worum geht es überhaupt? Wollte man als Popjournalist endlich mal das eigene Schaffen thematisieren, darüber schreiben, was man/wie man/dass man schreibt? Popjournalismus auf der Metaebene? Sicherlich legitim, nur: An wen richten sich die festgehaltenen Erkenntnisse, die im Wesentlichen wie eine Bestandsaufnahme von gemeinhin bekannten Tatsachen klingen? *Von Popjournalisten für Popjournalisten?*

Ja, genau dies: Das Vorwort klärt auf, dass einige Texte des Bandes ursprünglich Beiträge zu einer in Bremen (von Popjournalisten für Popjournalisten und einige Kulturwissenschaftler) abgehaltenen Tagung bildeten, die *Erscheinungsformen und Konzepte des Popjournalismus* durchleuchten und systematisieren wollte (s. <http://www.lo-net.de/group/Samples/Samples3/KonferenzberichtPoptagung.pdf>). Weiterhin spricht das Vorwort von dem Wandel, dem sich der Popjournalismus im Laufe der Jahrzehnte unterzogen habe, von gegenseitiger Beeinflussung einzelner Aspekte des variationsreichen Feldes, welches fälschlicherweise als *der* Popjournalismus bezeichnet würde, dabei aber die autarken Elemente der Popkritik, der Popberichterstattung, des Popjournalismus und sogar der Popliteratur fälschlicherweise zusammenwerfe.

Insgesamt fragwürdig bleibt Felix Klopoteks idealtypische Darstellung journalistischer Schreibstile, derer sich allgemein bemächtigt werde und die er mit hoffentlich nicht-repräsentativen, sondern lediglich versehentlich oder aber aus Sarkasmus bewusst schlecht ausgesuchten Textbeispielen belegt, deren Verfassern man inständig ins Gewissen reden möchte: Es gibt doch *so schöne* Berufe, muss es denn *unbedingt* das Schreiben sein? Aber was, wenn Klopotek tatsächlich vorhandene Begebenheiten beschreibt? Sicherlich kann das vorkommen, dass Unsicherheit oder auch Überzeugung die Menschen zu den seltsamsten Handlungen motivieren, und schließlich ist nicht jeder Mensch, der sich ausdrücken kann, gleichzeitig so kreativ, einen eigenen Schreibstil zu entwickeln respektive bereits in sich zu tragen, zumal dieser Anspruch ja gemeinhin gar nicht besteht. Im Gegenteil: in den meisten Fällen ist man ja sogar bemüht, dem favorisierten Schreibstil gerecht zu werden, indem bestimmte stilistische Mittel immer wieder benutzt werden, da hat Klopotek keinesfalls Unrecht; aber vorausgesetzt, es wäre wirklich so einfach, dass popjournalistische Texte wiederholt Merkmale *eines* von lediglich *vier* vorhandenen Stilkomponenten aufweisen, das Schreiben hier also zum bloßen Handwerk degradiert wird, ist dies keinesfalls ein Zeichen von Lebendigkeit, Beweglichkeit oder gar Progression in einer journalistischen Sparte, die sich doch so gerne als Avantgarde innerhalb ihres Tätigkeitsfeldes sieht. Den avantgardistischen Ansatz fällt es überdies sowieso schwer

zu finden. Sich vom konventionellen journalistischen Anspruch der etablierten Tageszeitungen in Form und Ausdruck zu unterscheiden und abzugrenzen, mag von mir aus vor zwanzig, ach was: vor dreißig Jahren innovativ gewesen sein, mittlerweile jedoch unterliegt die Popliteratur ja bereits selbst sich ständig wiederholenden Motiven. Und das bisschen eingebauter Wortwitz macht noch lange keine Avantgardine.

Wertvoll ist dagegen Dierck Wittenbergs Beitrag »Die Mühlen des Rock und die Diskurse des Pop«. Die Widersprüchlichkeit, sich einerseits durch einen angeblich unkonventionelleren Schreibstil von den üblichen journalistischen Vorgehensweisen angesehener konservativer Tages- oder auch Fachzeitungen abzugrenzen, dann aber einem nicht minder intellektuell anspruchsvollen »akademischen Gestus« (Wittenberg) zu unterliegen, der zum Verstehen der Beiträge eine gleichermaßen breit gefächerte Allgemeinbildung voraussetzt, schließt natürlich von vornherein die Partizipation der Klientel bewusst Musik hörender und die mit ihr verbundene Kultur lebender Menschen aus, die die nach allgemein vorherrschender Vorstellung bewerteten Voraussetzungen theoretischer Bildung nicht aufweisen. Diese werden dann lieber zwar liebevoll, aber dennoch »von oben herab« im Hotze-Comic karikiert. Ich bin mir nicht sicher, ob diese klassische Auffassung von dem, was gemeinhin als die bevorzugte Schreibweise in wissenschaftlichen Bereichen und akademischen Umfeld gilt, gleichzeitig auch Pop sein kann. Dazu ist es nach meiner mit Pop verbundenen Assoziation nicht unbeschwert genug.

Stets sind wir darauf bedacht, zwischen »denen und uns« (Wittenberg) zu unterscheiden und stolz zu sein, die Gleichschaltung des Mainstream zu durchbrechen und zu verurteilen, indem wir unreflektiert voraussetzen, dass Musik für die anderen Menschen einen ähnlichen Stellenwert haben muss. Dass sie aber oftmals nur eine Funktion zu erfüllen hat und mehr nicht zu sein braucht, kann unser eindimensionales Denken nicht realisieren. Und wer schon mal auf dem Erntefest eines kleinen ostdeutschen Dorfes mit ledigen Landwirten im heiratsfähigen Alter »Eins-Zwei-Tip« getanzt hat, der weiß, dass es manchmal eben nicht mehr braucht als einen schönen, von kitschiger Frauenstimme übersungenen Viervierteltakt.

Sympathisch und informativ sind weiterhin die Erzählungen der Musikerin Pinky Rose, die jedoch aufgrund der relativ oberflächlich gehaltenen Gesprächsform des klassischen Interviews eventuell in einer Zeitschrift eine angemessenere stilistische Einbettung gefunden hätten.

Die ständig wiederkehrende Thematisierung der Schwierig-, ja fast Unmöglichkeit, rezeptive Klangerlebnisse in Worten auszudrücken, ist furchtbar ermüdend. »Über Musik (zu) schreiben, sei wie zu Architektur tanzen«,

zitiert Wittenberg. Ja gut, wenn sie das doch nun für sich festgestellt haben, wieso belästigen sie uns dann weiterhin mit ihren Versuchen, diese Tatsache zu überwinden? Oder kokettieren sie lediglich mit ihrer außergewöhnlich anspruchsvollen Aufgabe? Soll die endlose Betonung dieses Sachverhalts uns Leser zu mehr Achtung vor ihrem Schaffen bewegen oder dient sie als prophylaktische Entschuldigung, mit der Bitte um Nachsicht?

Stellenweise vermittelt die Art und Weise, wie sich die Autoren dem Gegenstand widmen, der ihren Beruf darstellt, den Eindruck, als sei hier eine völlig einmalige und außergewöhnliche Entwicklung zu beobachten. Bei allem Respekt vor ihrem Schaffen und vor ihrer Leidenschaft: Ich sehe – möge ich damit auch falsch liegen und das Ganze unterschätzen – im Aufkommen popjournalistischen Schreibens keine literarische Revolution, sondern lediglich eine Entwicklung, die eine Frage der Zeit war, da der Raum für sie bereits vorhanden und das Bedürfnis nach ihr längst da war und nicht mühsam erkämpft werden musste. Seltsamerweise betrachten die für den popjournalistischen Bereich schreibenden Menschen diesen völlig losgelöst von den übrigen journalistischen Tätigkeitsfeldern, als handele es sich um eine Kunstform, der eine gesonderte Stellung gebühre. Irgendwie ist man versucht, die Menschen von ihrer Verbissenheit zu befreien, mit der sie ihrem Schaffen immer eine so außergewöhnliche Bedeutung beizumessen versuchen. Dabei *schreiben* sie nur! Sie *machen* weder die Musik, über die sie schreiben, noch sind sie Teil von ihr, weil sie sich durch das hohe Maß an sophisticated-theoretischem Wissen, das einem ja zwangsläufig die Unbefangenheit nimmt, und durch den journalistischen Vogelperspektive-Beobachter-Blick automatisch in der Außenseiterposition wiederfinden.

Diederichsen, mit dem sich in *Popjournalismus* im Anschluss an die ganzen wissenschaftlich-theoretischen Annäherungen noch ein ausführliches Interview findet, sollte sich davon distanzieren, sich in diesen Kontext des Popjournalismus stellen zu lassen. Seine Kolumnen beinhalten Worte eines Sehenden, gewisse Zusammenhänge verstehenden Menschen, dessen Ventile mittels der Musik geöffnet werden, ihn zwar weit ausholen, aber dennoch nachvollziehbar bleiben lassen.